



Der deutsche Bäder.

Historische Erzählung von Ludovica Seidel. (Fortsetzung.)

III.

An der schmalsten Stelle des Sundes liegt die dänische Stadt Helsingör, die den berühmten Sundzoll einnahm, und hart bei Helsingör erhebt sich, in holländischem Renaissancestil erbaut, mit seinen rothen Mauern wie aus den blauen Wassern auftauchend, Schloß Kronborg. Auf der grasbewachsenen Terrasse vor demselben ipfste ein der Geist von Hamlets Vater; in den tiefen Gewölben der Festung haust Dänemarks Schutzgeist, Volger Danste, der nur erlischt, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Sage und Poesie winden duftige Kränze um das rothe Schloß am Meer, von dem der Blick weit hinübergeschweift über den Sund, auf dem unzählige Segel aufleuchten wie weiße Schwannenfügel. Drinnen in den Gewölben aber haust das Elend, haust der Jammer, verbittert und unverbittert. Dort unten sitzt in einfacher Zelle ein Mann mit weissem Haar, mit verwittertem Bart in dürriger Gefangenengebung. Er wird nicht hart gehalten, er darf lesen und schreiben, darf einen kleinen Garten bearbeiten, aber er darf die Festung nie verlassen. Keine Kande bringt von außen zu ihm, keine von ihm in die Welt; seit zwölf Jahren sitzt der Unglückliche auf Kronborg, Niemand weiß warum, denn sein Mund bleibt stumm barüber; es hat Zeiten gegeben, in denen der Mann furchtbar gefangen hat mit dem Dämonen der Verzweiflung, die ihn zu rufen drohten, er hat sie überwältigt, hat sich in sein Schicksal ergeben und ist gar still und freundlich geworden. Sie heißen ihn auf der Festung den stillen Deutschen, denn ein Deutscher ist er, so viel sieht fest, und der Kommandant von Kronborg weiß wohl auch noch mehr von ihm, aber er schwört stets, wenn er nach dem stillen Deutschen gefragt wird. Nur soviel erzählt man gelegentlich, daß es sich hier um ein politisches Geheimniß handelt; welcher Art es ist, darüber verlautet nichts.

Zwölf Jahre hat der stille Mann in seinem Kerker gefessen, da raffelt es eines Tages so ganz ungewöhnlicher Stunde an der Thür seines Gefängnisses, sie wird geöffnet und hinter zwei Männern wieder geschlossen, von denen der eine einen Armleuchter trägt, auf dem fünf Kerzen brennen. Sie erblicken den düsternen Mann, und der stille Deutsche steht bei ihrem Schein einen hochgewachsenen älteren Mann und einen Jüngling mit dem weichen Ähren eines Knaben, aber mit den ernsten Augen eines Mannes. „Johann Christoph Dabel“, spricht der ältere und legt den Armleuchter auf den höhleren Tisch des Gefängnisses, „leid Ihr's, den sie sonst den deutschen Bäder nannten, und kennt Ihr mich?“

„Ich bin es und ich kenne Euch, Herr Graf von Bernstorff“, erwiderte der Gefangene verwundert.

„Kennt Ihr auch mich?“ fragte der Jüngling; er ist nicht an ihn herangetreten und schaut ihm mit großen, blauen Augen, in denen es leucht schimmernd, ins Angesicht.

Johann Christoph Dabel streicht sich mit der magern Hand über die Stirn. „Ich kenne Euch nicht, Herr“, sagt er leise.

Da fragt der Jüngling beide Hände des Gefangenen und ruft: „Ist das, ich bin der, um dessenwillen Ihr zwölf Jahre unglücklich in diesem Kerker saßt, bin Dänemarks Kronprinz, Karoline Mathildes Sohn!“

„Unmöglich!“, schreit Dabel auf, „so kam meine Unschuld an den Tag, o Herr mein Gott, ich danke dir!“

Der Unglückliche schwankte und wäre zusammengebrochen, hätten ihn der Kronprinz und Bernstorff nicht gehalten. Sorgsam leiteten sie ihn zu einem Schmel und ließen ihn sich etwas erholen, ehe der Kronprinz weiter sprach: „Ihr sollt erzählen, wie Eure Unschuld an den Tag kam, Graf Bernstorff soll Euch einen Brief vorlesen, den einer Eures Namens, Eurer Sippe hierher gebracht hat. Liebt Graf Bernstorff, was der tode Mann geschrieben, da er noch im Leben war und Herr von Brindben hieß!“

„Brindben“, rief Dabel, „er hat für mich gesorgt, und er ist todt!“

„Hört zu“, nahm jetzt Bernstorff das Wort, „so heißt es in dem Briefe des verstorbenen Herrn von Brindben, den sein Sekretär Dabel E. Königlichen Hoheit überbracht hat: Ich kann nicht aus der Welt gehen, ohne ein schweres Lirrecht gut zu machen, das mir viele Beweisen-qualen verursacht hat und das eine hochgestellte Person bloßstellte, die ich zu schonen alle Kräfte habe. Kennen will ich sie nicht, Eure Königliche Hoheit werden wissen, wen ich meine, doch bemerke ich schon hier, daß dieselbe mir mein Verbrechen nicht ausdrücklich besolgen hat, die Annahme also nicht ausgeschlossen ist, daß ich ihr nur meine eigene Bosheit angezehlet. In den Tagen, da die Verstorbenen damit umgingen, Eurer Königlichen Hoheit nun in Gott ruhende Frau Mutter um Thron und Reich zu bringen, ließ ich mich von einer hohen Dame gewinnen, der Partei beizutreten, die auf Straumes Sturz ausging. Es handelte sich nicht nur um Straume, es handelte sich auch um die Königin, meine Herrin, ich wußte es, aber Ehrgeiz und Geldgier blendeten mich, ich ward zum Verräther an ihr, die mir immer nur gültig entgegen getreten war. Ich schloß mich den Verstorbenen an, und erfähr-

te bald, daß auch Eure Königliche Hoheit ihnen ein Dorn im Auge waren, ein Hinderniß zwischen Eurer Dhm und dem Thron von Dänemark. Da keimte jener verruchte Plan in meiner Seele, von dem ich glaubte, Eure Feinde müßten ihn gut heißen; ich hatte halbe Worte und Winke also gebeutet. Ihr solltet aus dem Weg geräumt werden, Ihr und Eure Mutter, damit keine Veröhnung zwischen ihr und Eurer königlichen Mutter stattfinden könne, sie keine Gefahr mehr sei für die ihr feindliche Partei. Da lockte ich den Wundbäder Ihrer Majestät in das Schloß und meine Hand zittert, dies Gefändniß niederzuschreiben und aus tiefer Seele flehe ich Eure Königliche Hoheit an, mir nicht zu stutzen, — machte ihm den Vorschlag, Euch und Eure Königliche Mutter aus dem Wege zu räumen. Ich ging vorzüglich zu Werke, ich ließ ihn vorher schwören, nie etwas von unserer Unterredung zu verrathen, ich sagte ihm auch nicht: Vergesse deine Königin und ihren Sohn; auch ich ließ nur Andeutungen und Winke fallen, aber der brave Mann verstand mich nicht, und ich mußte deutlicher werden. Da braute er auf in furchtbarster Empörung, und nun blieb mir nichts anders mehr übrig, als ihn verhaften zu lassen. Ich hatte die Macht dazu, denn ganz auf eigene Hand hatte ich nicht gehandelt, aber die Namen meiner Herren meine ich nicht; sie stehen fast alle schon vor einem höheren Richter, ich will nur einen Unschuldigen wieder zu Ehre und Freiheit verhelfen. Dabel hatte zwar sein Wort gegeben zu schwören und war außerdem in der ganzen Stadt ob seiner Verhöhnungsbekanntheit bestürzt, aber andere bösen Gewissen trauten ihm doch nicht, und darum mußte er in der Nacht des Kerkers verschwinden. Wir ließen ihn nach Kronborg bringen, und ich eilte zur Königin Juliane Marie, um ihr alles zu melden. Sie erschrak heftig und gab sofort Befehl, Dabel sei lebenslang in Kronborg als Staatsgefänger zu interniren, denn fände er frei und äußerte nur eine Silbe von dem, was ihm zugemuthet wurde, so fiel der Verdacht, mich zu meinem Vorschlage angeflistelt zu haben auf sie. Man kamte ihren Rath gegen Eure Königliche Mutter. Auch ich wurde nach Schweskrift aus Dänemark entfernt und erhielt unter der Hand die Weisung, das Ausland nicht mehr zu verlassen. Auf schwerem Krankenlager gingen mir die Augen auf über mein Thun und Treiben; Eurer Königlichen Hoheit Frau Mutter ruht längst in Frieden, aber ihre Feinde herrschen. Es kommt indeß bald die Zeit, da Eure Königliche Hoheit eingreifen werden in die Regierung, lassen Sie es Ihr erstes sein, den Mann zu befreien, der nicht zum Würder an Ihnen werden wollte. Der einzige treue Diener, den ich im Leben gefunden, — ich habe auch diesen nicht verdient, da ich selbst nicht treu war — trägt durch einen Zufall seinen Namen; er wird Eure Königliche Hoheit dies Bekennniß überbringen, vergeben Sie ihm jenen, dem ich so Böses zugefügt, einem Tiefverwundeten.“

(Schluß folgt.)

Der Mann mit der Posaune.

Dem Italienschen nachersäht von Woldegar Kaden. (Nachdruck verboten.)

Am einem Sonntag, während die Sonne im funkelnden Glanze leuchtete und die Cicaden auf den Gartenbäumen jangen, lag der Herr Marchese in seinem großen alten Palaste im Sterben.

Der Platz, wie die an dem Hause vorbeilaufenden Straßen waren mit frischem Stroh belegt, das Geräusch der Räder zu dämpfen; einige Stadtmädchen, die in der Nähe standen, erlangten gar leicht von den Schreibern die Rücksichten, welche man einem sterbenden Marchese nicht gut verweigern kann.

Was mich betrifft, so will ich nicht fragen, was aus mir und aus Dir werden wird, wenn wir, weder Du noch ich, das Stroh auf der Straße haben; gebe der Himmel, daß es uns wenigstens im Bett nicht fehle.

Der Herr Marchese, als Mensch betrachtet, war, trotz gewisser spanischer Ideen und einer gar großen Gravitität, im Grunde genommen eine gute Seele, ja ein ganzer Ehren- und Selbmann, religiös und überzengt (er fastete jeden Freitag) geschätzt von Seinesgleichen, wie auch von den Kranken des Kirchspiels, welche einmal jede Woche kamen, um an dem Thore des Palastes ihr Stück Brot und einen Pfennig in Empfang zu nehmen. Möchte es dem guten Manne auch unangenehm sein, sterben zu müssen, so konnte er doch wenigstens ein Bündel guter Werke mit auf seinen Weg nehmen.

Die Reichen, stelle ich mir vor, hauptsächlich die, welche ihre Zeit und ihr Geld gut zu genießen verstanden, müssen recht ungerne sterben und schwer, denn die hundert Haken und Hälften, mit denen das Leben sich an sie gehängt hat, müssen eines um einen aus dem Felsche gelöst werden. Selig nach dieser Seite hin sind die Bettler, denn sie hängen kerkzergend an einem Faden wie die Marionetten und wenn sie fallen, so fallen sie in einem Stütz und die Leute lachen.

Wie arm sind die Reichen! Als ich das letzte Mal bei dem Marchese zu Tisch war (er gab mir von Zeit zu Zeit die Ehre einer Ein-

ladung), fand ich ihn in heiterer Stimmung. Er hatte wie er sagte, seinen Besitz endlich von allen alten Lehns- und Grundzinsen, von allen Hypotheken und was weiß ich sonst geläubert, und vor allen Dingen eine lange und delikate Streiffrage mit den Schwundigten Oblaten-Patres von St. Go, die sie wegen eines größeren Kirchenbestiges mit angezweifeltem Rechtittel erhoben, beigelegt, denn hier kam ja das Gewissen mit ins Spiel, und der Herr Marchese wollte Frieden haben mit seinem Gott. Das bei dieser Gelegenheit Geopfert konnte ja mit einiger Ersparniß in den Ställen — sieben Pferde aber waren wirklich zu viel — wieder eingebracht werden, konnte er doch noch immer auf eine Rente von hundertfünfzigtausend Lire zählen — sagte er mir — und wenn ein Mann, noch dazu ein Junggeßell und von wenig Ansprüchen, bei hundertfünfzigtausend Lire vor Hunger stirbt, so ist es, wie mir scheinen will, seine eigene Schuld.

Und doch kam es auch an ihn, zu sterben, noch gar nicht alt, er hatte die sechzig noch nicht erreicht, wenn auch. . . Aber was den armen Marchese in diesem Augenblicke am meisten drückte, war, er gelang es mir, der Gedanke, sterben zu müssen, ohne richtige Erben. Was es aus zu großer Liebe zur Freiheit, war es, daß er nie das Behürniß dazu gefühlt oder aus sonst einem Grunde: er hatte nie daran denken wollen, sich zu verheirathen.

Kaum zeigte daher sein Lebensglück, daß es einen Sprung bekommen, so liefen sie von allen Seiten herbei: die Neffen und Nichten, die Schwäger und Schwägerinnen, die Vettern dritten und vierten Grades; auch Don Serafino kam, sein geistlicher „Wächter“, wie er ihn scherzweise nannte; natürlich eilten auch drei Doktoren herbei, deren man immer bedarf, wenn man richtig sterben will. Eine Konfulation wurde abgehalten, aber es war verlorene Mühe. Kam Einer derselben vorüber, so drängten sich vier, fünf, sechs Personen an ihn heran, neugierig, etwas über den Zustand des vornehmen Kranken zu vernehmen.

„Schlechter?“

„So, so . . . aber . . .“

„Ist noch Hoffnung?“

„Wissen Sie, wenn . . .“

Der Doktor eilte weiter mit einer Handbewegung, wie sie die Priester beim Dominus vobiscum machen.

Ist noch Hoffnung? Welche Hoffnung? Die Leute hofften, in irgend einem Winkel des Testaments beobacht zu sein, wenigstens die Meinung Platz gefast, der Marchese, der nicht gedacht hatte, so bald sterben zu müssen, hätte gar kein Testament gemacht. So mußte man mit Don Serafino darüber sprechen, daß der den richtigen Moment abgipfe, ohne jedoch den Kranken zu sehr zu erschrecken.

In Eile war auch Dame Stagedonda herbeigekommen worden, die einzige Schwester des Sterbenden, ein altmodisches Fräulein, das auf dem Lande lebte; sie kam in einer antiken Kutische an. Die Diener begleiteten sie die Treppe hinauf und vergossen inzwischen Thränen so groß wie Halmähne.

Auch ich, nicht sag ich's, um mich zu rühmen, war gegenwärtig in den letzten Stunden des armen Marchese.

Das Zimmer war dunkel, warm, schön wie ein Treibhaus. In seinem großen Mahagonibett, bedeckt mit einer rothen Seidendecke, lag der Kranke, der schon nicht mehr sprechen konnte, mit einem Gesichte, man verzeihe mir den Ausdruck, wie Talg, mit spitzem Kinn, das dünne Bärchen in die Höhe stehend, mit hervortretenden Backenknochen und einem weissen Bärchen auf der Stirn, steif wie ein Pinzel. Die Hände sahen aus wie die an einem alten hölzernen Christus.

Wir zog es das Herz zusammen. Du lieber Himmel, wie schnell geht das!

Neben dem Bett stand Don Serafino, mit der Stola bescheidet, und murmelte die Sterbegebete. Auf der andern Seite kniete Dame Stagedonda. Am Fußende stand eine barnherzige Schwester und ein Krankenwärter; im Hintergrunde, eine schweigende, wie versteinerte, Gruppe bildend, einige nähere Verwandte.

„Beati pui in Domino moriantur . . .“ sagte eben der Priester, als unter dem allgemeinen Schweigen, plötzlich, rauh, roh, frech, von der Straße her, an der Wölbung des Zimmers wiederhallend, die Töne einer Posaune erklangen. Ein Nichtsnütiger blies einen Trauermarsch: Tuß, tuß-tu, tu . . .

Der Sterbende runzelte die Stirn, zog die Augenbrauen zusammen und öffnete die erschrocken Augen ein wenig. Die Posaune mußte ihm lösen wie die Aufforderung zum jüngsten Gericht.

Sofort ward ein Diener hinausgeschickt, um den Menschen mit seiner Posaune fortzujagen. Die „Lirree“ schaute sich rechts und links um, ich aber keine Posaune auf dem Plage. Er fragte die Wachen, die aber nichts wußten. So sitzen er langsam, die Hände unter den Fingern, wieder hinauf.

Er hatte sich aber auf dem Stuhle noch nicht zurechtgesetzt, als Dame Stagedonda, roth im Gesicht wie eine Wodnblume, mit fliegenden weißen Waden aus der Thür herauszufuhr und im streng-aristokratischen Tone rief:

„Aber zum Kuckuck, wen beselst du? Eine Posaune. . .“

„Entschuldigend, Excellenz, es ist Niemand da.“

„Dummtopf, hörst Du nicht?“

Die „Libree“ lauschte einen Augenblick und wirklich klang es, nicht vom Plage, sondern aus einer Seitenstraße, die hinter dem Palaste hinließ, genauer, aus einem an die Stelle grenzenden Hofe, deutlich vernehmbar: Tuh, tuh-tuh, tuh . . .

Ich verwandte inzwischen keinen Blick von dem hagenen Gesicht des Marchese, der, den Zukunften nach zu schließen, glauben mochte, lebendig begraben zu werden und dieses für seinen Todemarich hielt. Der Schreden prägte sich in seinen Pupillen aus und öffnete ihm die bleichen Lippen.

Die Sache war aber einfach die. Pacciarino, der mit der Posanne, kam fast jede Woche einmal in diese Gegend, um zu blasen; ja, der Marchese, wie ich wußte, ließ ihn niemals weggehen, ohne ein paar Soldat, eine Hand voll Cigarren, ein paar Kleider oder einen Hut zu schicken. Alles war dem Pacciarino willkommen.

Eine Geschichte kannte man. Als Soldat hatte man ihn die Posanne blasen gelehrt und er, war es, daß ihm dieses Handwerk gefiel, oder er nichts Besseres gefand, fuhr später fort zu blasen und veruchte sich sogar an Variationen über Bellini's „Nachtwandlerin“, allerdings mit der Grazie eines Milchfahes. Das Gend, das schlechte Gien, das schlechte Schafen, der zum Blasen nöthige Schnaps, die Sonne und der Staub des Sommers, die Kälte und der Schnaps des Winters, die Trägheit, die Unwissenheit und all' die anderen kalten Umschläge, welche die Armut entzünften, der rothe borstige Bart, die fast weißen Augen, die mehr nach innen, als nach außen schauten, die an die Haut angeklebten Kleider u. s. w. — alles trug dazu bei, den armen Pacciarino älter erscheinen zu lassen, häßlicher und bössartiger, als er wirklich war. Und doch war er nur etwas über dreißig alt und neigte mehr zur Mäßigkeit, als zur Bosheit. Sein größtes Verbrechen war, die klaffige Musik zu maltrairiren und die Ohren seiner Mitmenschen zu zerreizen.

Als die „Libree“ sich orientir und gefunden hatte, von welcher die Klänge kamen, lie sie in die Seitengasse bis zur Nr. 15, wo der Hof sein mußte. Hier wendete sie sich an den Hausmeister, einen geschwätzigen alten Kerl, der in einer hölzernen Wade sein Leber kloppte, und rief: „Heda! Lassen Sie doch einmal jenen Himmelshund da aufhören. Der Marchese liegt krank . . . zum Donnerwetter!“

„Jeder treibt sein Geschäft“, antwortete zornig der Alte, ohne aufzublicken, und schlug nur um so heftiger darauf los.

Im Hintergrunde des Hofes war eine Weinstube von schlechtem Ruf, in zwei verstaubten Chyressen in zwei gelben Tonnen und zwei ungebohten Bänken. Auf diesen saßen Handwerker, Schürfergeilen, die nachdem sie den ganzen Sonntag gearbeitet, den Montag feierten. Sie glänzten von Wein wie die Blutegel. Mitten im Hofe, den Hut mit den Blumen darauf am Boden, stand der Künstler und trug bereits zum dritten Mal seinen Trauermarsch vor.

Der Diener wagte nicht, die reibe Fremde zu führen und ging fort, eine Pfeife zu rauchen, wobei er in seinem Herzen selbst den Teufel zum Teufel schickte.

Nachdem Pacciarino drei Glas Wein getrunken, wurden seine Töne immer verwegener und immer lauter. Er mußte sie in Haupte des armen Marchese wiederhallen. Er machte Zeichen mit den Augen, Don Serafino verstand, daß er ihm etwas mitzuthellen habe und bat uns, ein wenig zuzuhören. Dann neigte er sich bis fast zu dem Gesicht des Kranken und fragte ihn:

„Wollen Sie, Marchese, daß ich Ihnen Fragen stelle? Haben Sie irgend ein Geheimniß auf dem Herzen, das Sie drückt und das ich Ihnen erleichtern könnte? Geben Sie mir nur Zeichen mit den Augen, ich werde Sie verstehen. Marchese, Gott ist groß und barmherzig . . .“

„Tuh, tuh-tuh, tuuuuh . . .“
„Oder wollen Sie, daß Ihnen schon geschriebenen Bestimmungen etwas hinzugefügt werde?“
„Tuh, tuh-tuh, tuuuuh . . .“

„Irgendeine Verpflichtung, irgendein Groll . . .“
Der Marchese antwortete nicht, wenn aber Gott es ihm gewährt hätte, würde er vielleicht geantwortet haben:

„Ja, Don Serafino, es ist wahr: ich habe einen Geisteskrampf, ein Geheimniß, das ich nie zu beichten gewagt. Vor dreißig Jahren, Don Serafino, starb im Bürgerhospital ein Weib, eine Bäuerin aus der Meierei Birago; sie hinterließ einen Sohn. Niemand wußte darum, denn meine Stellung, meine Familie, die öffentliche Meinung legten mir Rücksichten auf; aber des Kindes häßt' ich mich erinnern sollen . . .“

„Tuh, tuh-tuh, tuuuuh . . .“
„In den letzten Jahren hab' ich ihn wiedergesehen; wäre es nicht ein Vamp gewesen, ein Vagabund, ein verkommenes Subjekt . . . Ich sehe ihn, leider — würde noch immer der Marchese geliegt haben — ich sehe ein, jetzt ist es zu spät; dennoch, hören Sie, Don Serafino, in jenem Frage dort werden Sie ein Taufend-Frank-Billet finden — ohne ihn wissen zu lassen, von wem es kommt, wenn ich tot bin, suchen Sie jenen . . .“

Aber es ist unmöglich, weiter zu sagen, was der Marchese eben nicht sagen konnte. Der Tod hatte ihn bereits die Zunge gelähmt und hielt ihn an den Beinen fest. Das Auge verlor wie ein Steinchen in den dunklen Tiefen des Meeres . . . Währendem wurden die Klänge, welche Pacciarino dem glänzenden Bauche seiner Posanne entlockte, immer dränger und dringlicher.

Der Trauermarsch endete mit einem Allegro vivace unter dem Gebrüll der andern Fecher, eine wahre Festlichkeit, wie Dame Stodogonda sich äußerte. Ich glaube, der Marchese war froh, als er sterben konnte.

Als Don Serafino merkte, daß das Lebenslicht erloschen war, erhob er den Weithobel und segnete den Todten.

Dem prächtigen Zeichenbegnügung wohnte die Grème der Mailänder Gesellschaft bei, die sich sonst nur im Theater der Scala und beim Wetrennen zusammen zu finden pflegt. Das Waisenhaus, im Testament in erster Linie bedacht, und die Kinderbewahranstalt, schon bei Lebzeiten des Verbliebenen freigebig belohnt, schickten ihre Vertretungen. Es war ein rührendes Schauspiel, auch die Blinden eintreten und laßend niederknien zu sehen. Eine große Inskript vor der Thüre der Kirche wiederholte noch einmal das Lob des Menschen, des Edelmannes, des Bürgers, der „das Privilegium der hohen Geburt anwannte zum Trost der Bedürftigen.“

Als der Zug sich in Bewegung setzte — eine Reihe von gegen dreißig Kutschen — wiederholten eine Menge Leute vor den Thüren, auf Balkonen, an den Fenstern den Inhalt jener Inskript; die Gärtnerin, unter Anderm, heulte ganz jämmerlich, so ein „herablassender“ Herr werde nie mehr geboren.

Die Waisenkinder sangen, und ihre silbernen Schwanenstimmen drangen bis an das blaue Himmelsgewölbe. Sie sangen ihren Spruch unter dem Gesen und Klommen der Omnibus, Karren, Herbedrägen, Karossen und Fiaker, inmitten des Gemüthes der Porta Garibaldi. Als der Todte an dem Gärtchen der Schänke „zur Injel Caprera“ vorüberkam, zwischen einer Strophe des Trauergesanges und der andern, erschallte wieder das dröhnende: Thu — tuh — tuh — tuh und gleich darauf der Gesang der Priester, die den Zeichnung begleiteten.

Dann aber ertönte es wieder:
. . . Tuh, tuh — tuh, tuuuuh!

Unsere Fische.

(Schluß.)

Und wahrlich nur durch ernstes Eingehen auf diese Grundzüge wird es dem Kleinerewerb möglich sein, die Konkurrenz der Waichensarbeit siegreich aus dem Felde zu schlagen. Auf dieses Gebiet der wahren Meisterarbeit wird ihm kein Fortschritt helfen können. Aber eine derartige Reform kann nicht ohne Zustimmung besonderer Mittel ausgeführt werden. Die Bemühungen einzelner Meister und einzelner Vereine, die anerkannter Weise hier und dort bereits aufgetreten sind, reichen dazu nicht hin. Einem Beweise, daß eine so kolossale Anzahl Betriebe aufzuweisen hat, darf und muß der Staat helfen, aber nicht in dem jetzt so beliebten staatssozialistischen Sinne, daß er die Produzirenden mit Geld unterstützt, sondern dadurch, daß er Fachschulen für Schuhmacher, Schuhmacher-Adabemien, errichtet, die mit ärztlichen und technischen Lehrkräften und allen nöthigen Lehrmitteln ausgestattet sind. Auch in diesem Punkte wird man uns Recht geben, wenn wir sagen: Während man von Schneiders, Millers, Brauers, Gärtner, und ähnlichen Akademien, landwirthschaftlichen Instituten, Ackerbau-Schulen und bergleich hört und liest, während man sich in den industriellen Kreisen mehrerer Städte mit dem Plane beschäftigt, Fachschulen sogar für Metallarbeiter zu errichten, ja während der deutsche und österreichische Alpen-Verein beabsichtigt die Ausbildung tüchtiger Bergführer in Hochgebirge die Einführung von Führer-Instruktionen-Kurien beschließen hat und so weiter, ist es wenige Ausnahmen abgerechnet, von Schuhmacher-Adabemien und Fachschulen still geblieben. Es könnte einem in Folge langjähriger Mißhandlung seiner Fische durch ungeschickte Schuhmacher zu Gute gehalten werden, wenn er sich Gedanken darüber machte, warum, wo es sich um so viele Leidensgenossen, um eine wahre Volksfamilie handelt, nicht schon von Reichsgesundheitsamtswegen gegen den gemeinlichlichen Gewerbetrieb der bisherigen Schuhmacher vorgegangen wird.

Einem wieder Schwanden aber, welcher alljährlich von Staatswegen eine Aufforderung an die Hüftschmiede des Landes zur Beirtheilung an Fortbildungsschulen und Kurien in der Hüftschmiedekunst ergehen sieht, könnte es passieren, daß er sich fragte, ob denn das liebe Vieh und seine Locomotionsapparate mehr werth seien, als die der viel zahlreicheren zahlranken Menschen, für deren Wohl Niemand sorgt. Es nimmt sich gar sonderbar aus, wenn in der modernen Zeit, welche mit Siebenmellensteigeln vorwärts strebt, welche mit allen Mitteln der Technik auf Verbesserung und Beförderung des Massenverkehrs zu Wasser und zu Lande, und was damit zusammenhängend hinabreitet, wo das Fliegen nur noch eine Zeitfrage ist, die ursprüngliche, uralte, immer doch unentbehrliche Locomotion des Einzelnen mit Schnürten Klappen, deren weder Hoch noch Niedrig jemals wird entzogen können, noch so sehr im Vogen liegt, wenn im alten Schledrian fortgeschritten und forsgewirtschaftet wird und kaum jemand Begehren und Klagen gegen seine Locomotionsapparate erhebt bleiben und auch nur erträglich gute Fische überall zu den Ausnahmen gehören. Und wer jene Monumentalkenten, die großartig ausgestatteten polytechnischen Anstalten, Kunstgewerbe-Baugewerkschulen und dergleichen Kostbarkeiten der Großstädte, welche verhältnißmäßig wenig Leuten und meist nur Städten und Städten zu Gute kommen, und sich daneben erinnern, wie etwa jeder hundertste Mensch ein Schuhmacher ist, für dessen Ausbildung man diesen bis heute selber sorgen läßt, der gelangt leicht zu illopolen Annahmen eine Vergleichung anzustellen zwischen Stief- und Schuhhändlern des Staates, und er fände wohl kaum ein Vergeß oder einen Argus darin, wenn im Gesamtinteresse Jedermanns, von Alt und Jung, in Stadt und Land, auch für die Heranziehung eines auf der Höhe der Zeit stehenden Schuhmacherlandes von der Gesamttheit etwas gesehen würde. Soll aber diese Reform wirklich durchgreifend wirken,

so muß auch das große Publikum seinen bisherigen verengten Ansichten über Schuh und Stiefel andern, und von der Narretei des „kleinen und schönen“ Fußes zu der Schätzung und Würdigung des geübten Fußes Umkehr halten.

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semifakultätag.

Februar 1887.

- 18. Februar 1587. Gest. zu Schloß Hohenberg in England Maria Stuart, Königin von Schottland, geb. 8. Dez. 1542, zuerst vermählt mit Franz II. von Frankreich, später in Schottland, zuletzt wegen „Hochverraths“ enthauptet.
- 20. Februar 1437. Gest. König Jacob I., seit 1406 König von Schottland, suchte Land und Volk nach Kräften zu heben, ward aber in einer Aelbverchwörung getödtet (geb. 1395).
- 21. Februar 1737. Gest. in Sotterhauken bei Sangerhausen Friedrich Adolf v. Katalowitz, preuss. Feldherr, seit 1752 in Militärdiensten, machte den Kaiser, den bairischen Erbfolgekrieg, die Belagere gegen Frankreich u. Napoleon mit, war 1810 Gouverneur von Berlin, gest. 10. Juni 1818.

„Keine Blumen, keine Blätter.“

„Wir spicken nach, die haben Nichts verloren.“
Doch wohl die Zeit, die Nichts nur alt den Thoren.
Edmund Dörrer.

Der Künstler frag' an seinen Werke:
Zu geben mag' er's immerdar,
Nur er ist nicht aus freier Stärke,
Nur er ein hob Empfangen war.

Emanuel Geibel.

Zur Strafe trifft, o Leiden, du die Weis? —
Das Feuer soll den Noth vom Eien lösen.
Warum denn aber trifft du auch die Guten?
„Das Geld verlorst dich in des Feuers Gluthen.“

Edmund Dörrer.

Was im Verfallungsdrange des Jch zu werden du rangest,
Menschheit, in Chyris stehst's als ein Gewöhnliches da.
Wihelm B. Feite.

Nur's ist Pflicht für die Reichen; bedrücktete Keiner die Hände
Grau', es entleeren sich endlich die Leiber des Volks.
Wihelm B. Feite.

Erkenntniß ist nicht hoch der höchste Preis, sie ist auch die
breiteste Grundlage eines menschenwürdigen Lebens.
Jacob Wolfsohott.

Jedes Für hat auch sein Segen,
Das nur trüglicher Gewicht,
Wenn wir allzuungütig wagen,
Jede Kraft zum Handeln bricht.

German Müllerer.

Es freut den klaren Traubensamen,
Wird er geküht in oder Schale;
Der Goldring zeigt den Demuthstein,
Dah er in würd'ger Fassung traube;
Und glänzt die Wahrheit noch so rein,
Sie will verklärt durch Schönheit sein.

Edmund Dörrer.

Es läßt sich eine große, des Namens würdige Nation gar
nicht denken, deren politisches Leben nicht von religiösen Ideen
angeregt und erhoben würde, die sich nicht mannigfaltig bilden
bekümmern, dieselbe auszubilden, zu einem allgemeinen gültigen
Anerkennung und einer öffentlichen Anerkennung zu bringen.
Leopold von Ranke.

Nur Vollbrachtes niederhauen
Selt uns, Höf'res unterhauen
Johanna Feilmann.

Constitutionen, wenn sie dauerhaft sein sollen, müssen freies
gemalt werden. Andere lagen das Gegenstück. Wir wollen
sehen, wer Recht behält.
Ludwig Börne.

Der Ungläubige glaubt mehr, als er meint,
Der Gläubige weniger, als ihm scheint.
Franz Grillparzer.

Die Kunst hat es eigin, daß sie den Menschen stille, ruhig
und friedlich macht.
G. W. Erwinus.

Somonym von Verthoh Urnan.

Zieht der holde Venz in's Sand,
Fängt es an zu mulieren;
Sichst es, so wird demo Sand
Sicher nicht den Vogen hüpfen.

Somonym-Charade von G. W.

Was Dir die erste Silbe nennt,
Das kamst Du ost erkaunen;
Dem Blut, beim Feuerement,
Aus ichonen Notizenau.

Sieh nun einmal die Zweite an.
Nur sehr vertrieben die Weite
Nard sie dem kaiserlichen Mann,
Wie auch dem schwachen Greise.

Das Ganze ist ein harter Fürtz
Zu der Weichteit Nahrung:
Dem Ganzen, wie Du wissen wirst,
Ertheilt er seinen Namen.

Söhngen aus Nr. 6.

1. Räthsel: Das Thermometer. — 2. Logogriph: Berge,
Berge. — 3. Räthsel: Südbändel: Aetvob
(Aetvob).

Correspondenz.

5 Nummer, Fr. König in B., Herr B., Portenlia Würth in B.
Nies richtig. Hugo Steiner, Johanne Schipall in B., Laura Habrichs
in B. 1. 2. richtig. Carl Wildor. Wir wissen das sehr wohl. Der
Allgemeinen gehen wir solchen Räthseln, die bisher noch nicht gelöst waren,
aber bedauerlich sind, den Lösung, G. S., R. Bauer 1. richtig.
Fr. E., Emil Weidling, 2. richtig. 3. richtig. Wir werden beständig
ihrer Bemerkung mit anderen Räthseln in dieser Nummer nehmen. Louis
8. 2. richtig. 4. Schumann 1. und 2. richtig.